Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 11

Artikel: In der Laue [Schluss]

Autor: Jenny, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636746

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Häusergruppe in Schwendi. (Neuhaus-Geißler.)

lich bedeutenderes Dorf entstand, keine durchlaufende Paßstraße neues Wirtschaftsleben weckte, kein Bergwerk goldene Schätze aus dem Boden zauberte, so konnte auch kein hervorragender und dominierender Hauptort mit eigener Kirche entstehen. Die Kirchspiele des blühenden Unterlandes, Hilterfingen, Thun und Steffisburg, wie auf den begünstigteren Hochebenen im Süden und Norden zu Sigriswil und Schwarzenegg, teilten sich in Herrschaft und Besitz des Berglands am Blumen. Wirtschaftlich aber fesselte die Bezirksstadt Thun mit ihren Märkten, Gewerbebetrieben, ihrem Fremden- und Kurleben seit alters das arme Bergvolk mit 1000 Ketten an sich. Ungestört und unverändert blieb das Leben und Geschick der Bergdörfchen so bis vor kaum einem Menschenalter. Mochte die herbe Hochlandsnatur ihnen auch nur spärlichen Unterhalt spenden, mochten Naturkatastrophen, wie das furchtbare Hochwetter des 25. Juli 1907, manchem die Früchte jahrelanger Arbeit in kurzen Stunden vernichten, der zähe Berner Bauer arbeitete weiter, litt weiter, hoffte weiter. Mit unentwegt zäher Schaffenskraft wurden die Felder wieder bestellt, die Straßen und Wege wieder instand gesetzt, die Spuren der Erdschlipfe getilgt. Langsam erwuchsen auch mehr Gemeingefühl, Energie und Tatkraft, als zu Beginn dieses Jahrhunderts Anzeichen frischen Lebens auftauchten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einem alten Chorgerichtsmanual.

Von Pfarrer S. Joß.

Vor ungefähr fünfzig Jahren wurden die Chorgerichte aufgehoben, die in den Zeiten der Reformation entstanden waren. Jedes Chorgericht bestand aus dem Ortspfarrer, einigen angesehenen Bürgern und den „Heimlichen", die die Kriminalfälle auszuspionieren und anzuzeigen hatten.

Diesem Chorgericht kam das Urteil in der „niedereren Gerichtsbarbeit", den kleineren Vergehen zu, während über größere Sünder der Landvogt oder die gnädigen Herren zu Bern selbst richteten. So war ein festes Netz der Zucht und Ordnung über das ganze Land ausgebreitet, das uns noch heute zeigt, daß die bernische Regierung wohl zu regieren verstand. Gerade durch diese Chorgerichte waren die gnädigen Herren auch jeweilen sehr gut über die Stimmung ihrer Untertanen unterrichtet. In den uns übriggebliebenen Chorgerichtsmanualen, den Verhandlungsberichten dieser Gerichtssitzungen, finden wir deshalb eine Fülle lehrreicher Beispiele über frühere Gebräuche und Sitten.

Das Fluchen war bei strenger Strafe verboten, wie folgende Beispiele aus dem Chorgerichtsmanual der Kirchgemeinde Seeberg lehren:

„1614 ist Sibilla J. gestraft worden, von wägen daß sie meint, der Wirt söllt ihren noch aller Zyt Z'nacht wyn gän, und da ers nitt wöllen thun, sy gseit, sy wölte daß ihn der Tonner schiße."

Neben dieser durstig, zornigen Frau finden wir auch schon die gestrenge Herrin: „1620 ist Margret Ch. bestraft worden, daß sy zu ihrem Ehemann gseit, sy wöllt, daß ihn der Tonner ab der Heubüny schüßi."

Dieser Fluch, „daß dich der Tonner schüßi", findet sich sehr oft und ist wohl noch aus der Heidenzeit stammend, wo man glaubte, daß Gott Donas den Sünder und Frevler durch seinen Blitz erschlage.

Das Wort „Ketzer", das die Katholiken einem vom katholischen Glauben Abgefallenen geben, wird noch 100 Jahre nach der Reformation von Reformierten selbst als Schimpf empfunden.

„1629 sind Daniel M. und Jogeli Sch. für Chorgericht b'schickt und ihnen fürghalte worde, wie sy einanderen ihre Eltern under dem Härd fürghalte, daß Daniel zu Jogeli gseit, er syg eines Kätzers Sohn und Jogeli gseit, er syg eines Schälmen Sohn."

Die alte Leidenschaft der Germanen für Spiel, Tanz und „Keigeln" scheint den gnädigen Herren in Bern nicht besonders gefallen zu haben. Es mag ja oft genug vorgekommen sein, daß schon damals einer Haus und Hof verpetelte.

So wird 1614 Jakob L. gestraft: „von wägen, daß er keiglet und mit Karten gespielt, und anderen, die in synem Hus spielet nit abmanet ein solches zu thun."

Wo wäre heute ein Wirt zu finden, der sein Gewerbe ohne Tanz und Spiel treiben könnte? Das dachte wohl auch der Wirt von Höchstetten, „als er vor Chorgericht b'schickt worde und ihm fürghalte worde, daß er immerdar Däntzern und Spielern Statt und Platz gäbe. Hat aber alles glaugnet und ist nüt bistraft worde."

Die Strafen für obige Vergehen lauteten gewöhnlich 3 Tage und Nächte Gefängnis bei Wasser und Brot.

Ein Bauer geht in der Spielleidenschaft so weit, daß er selbst sein Hochzeitshemd verliert. Der glückliche Gewinner aber wird angehalten, dieses teure Hemd wieder zurückzuerstatten.

Den größten Teil des Chorgerichtsmanuals füllen die Sittlichkeitsdelikte, die oft sehr heikler Natur sind.

So wird dem Bauer W. vorgehalten, „daß er zu Wynigen mit einer gmeinen Mätzen gässen, trunken und sonst anderer mal mehr ihnen nachgehängelet." Er antwortet darauf mit dem alten, doch immer noch modernen Sprichwort:

Sy hat mir's angetan,
Daß ich ihr nach müßt gan.

Das Chorgericht scheint aber von dieser Antwort nicht sonderlich erbaut gewesen zu sein, denn der arme Liebhaber wurde zu 10 Tag und Nächt in Gefangenschaft gelegt.

(Schluß folgt.)

In der Laue.

(Schluß.)

Von Ernst Jenny.

Die Sonne ging blutigrot hinter dem Oberaarhorn unter. Die Firne wurden bleich, die Felsen verdüsterten, die Täler sanken in kaltes Grau. Es wurde rasch kühl, sehr kühl. Wir hatten Hunger, aber unser Proviantberglein lag unten auf dem Hüttentisch; und der Ziegenledersack an der Wand barg feurigen Wein. Zu dumm. Wir hatten für unsern Berg nur ein kräftiges Znüni mitgenommen; denn

erst nach der Rückkehr ins Standquartier sollte große Mahlzeit gehalten werden. Auch wieder eine Mahnung für später! Die beiden Nägeli froren entsetzlich. Ihre Glieder bebten vor Kälte. Das bißchen Pelerine half nichts und das Restlein Kognak auch nicht. Ich konnte das nicht länger ansehen und beschloß, in die Hütte hinabzueilen, Tee zu bereiten und Decken zu holen... Allein das ging nicht so flink. Erst jetzt spürte ich, daß auch bei mir nicht alles in Ordnung war. Der Kopf blutete zwar nicht mehr, da die Kälte eine harte Blutkruste auf die Schrammen gelegt hatte, aber die Hüften und ein Fuß sträubten sich gegen jegliches Gehen. Es ging aber doch, freilich nicht zur Hütte hinab, sondern etwa zweihundert Meter weit auf einen Felskopf über dem Gletscher. Ich sah zu schlecht, da mir die Brille abgeschlagen worden war. Von Zeit zu Zeit rief ich in die Tiefe die üblichen Notrufe. Weithin hallte das Echo durch die stille Sternennacht. Seltsame Gedankengänge fanden sich ein, sprunghaft, ohne Zweck und Ziel. Dazwischen strampelte ich mit den Beinen, schwang die Arme, warf Steine auf den Triftfirn hinab und murmelte zufrieden: „Du lebst, die Nacht tötet dich nicht." — „Aber die andern zwei?" fragte eine vorwurfsvolle Stimme. Da schrie ich wieder in die Finsternis hinaus, daß wir in Not. — Der Mond stieg hinter den Ostbergen herauf und übergoß das Lauteraar mit Silberschein. Ich weiß nicht, wie es kam: Auf einmal dünkte mich die Erde nicht mehr so hart, alle Formen wurden weich. Selbst der Lawinensturz schien mir, sei ganz erträglich gewesen. Ich wußte: solche Vorstellungen sind Vorzeichen von Erschlaffung. Also galt es, sich ihrer zu erwehren. Und wieder begann das Rufen und Strampeln. .... Es wurde Mitternacht. Da war mir, ich höre Menschenstimmen. Ich horche und spähe, als nahe das süßeste Glück auf Erden. Wieder gellt der Notruf sechsmal in die Nacht hinaus. „Jo-hoo!" antwortete es aus den Tiefen gedämpft herauf. „Ah, sie kommen, sie kommen! Die zwei braven Brüder!" Selige Unruhe erfüllt mein Herz. Dann stellen sich wieder Bedenken ein. „Wenn sie nur die richtige Stelle finden und nicht lange umherirren! Sie sind gewiß auch müde vom Scheuchzergrate. Dazu tragen sie Wolldecken, bringen warmen Tee und andere Herrlichkeiten. Das wird eine Freude sein! — —"

Endlich sehe ich zwei kleine schwarze Punkte auf dem Firn unten; sie nähern sich langsam, und doch weiß ich genau, daß sie rasch steigen. Ich rufe sie an, sie antworten sofort hell und sicher. Ich höre sie reden, höre ihre Schritte und das tempierte Knirschen der Pickel. O du herrliche Musik! Schöner als alle Harmonien der Welt... „Hier bin ich!" „Ja, ja, wir sehen Sie schon lange im Mondschein am Schneeband stehen!" Nun biegen sie rechts ab, queren den steilen, hartgefrorenen Hang und sind schon bei mir. Rasch erkläre ich ihnen die Situation, und sofort geschieht das Notwendigste. Ich trinke etwas Tee, erhalte eine Decke und lege mich sorgsam eingewickelt aufs Gefels. Die Brüder verschwinden und bringen den Kameraden Hilfe. Noch höre ich sie klettern, das Klingen der Pickel, dann ist's totenstill. Sie sind bei Vater und Sohn, die werden nicht erfrieren....

Mir ist wohl. Noch zittern die Glieder vor Kälte, noch klappern die Zähne. Aber eine Zufriedenheit ohnegleichen durchdringt meine Seele. Unter der warmen Decke hervor blinzle ich nach Mond und Sternen. Meine Gedanken fliegen hinaus in die unermeßlichen Weiten des Weltalls, kehren langsam wieder zurück auf die Erde, wandern in die Heimat zu allen, die mich lieben. Den Körper durchrieselt ein wonniges Gefühl, ich höre das Rauschen des Blutstroms, den ruhigen Takt des Herzens, ich lebe. Und bin so glücklich, daß ich sterben möchte.

Ich richte mich auf. Im Osten will das Frühlicht steigen. In der Tiefe des Lauteraar gehen Lichter, es ist die Rettungskolonne.

Zwei Gedichte von Ernst Dür.

Wolkenboot.

Zwischen grauen Wolkenmassen
Schwebt ein leichtes Wolkenboot,
Goldenrot,
Ob des Tages still Erblassen.

Wie ein Gruß aus Himmelsweiten
Zieht sein sonnenlichter Schein
Still und rein
Ob der Schatten kühl Verbreiten. —

Seines Lichtes sanfte Welle
Weckt im Herz ein Sehnen sacht
Nach der Pracht
Ewig reiner Lichteshelle!

Berglandgruß.

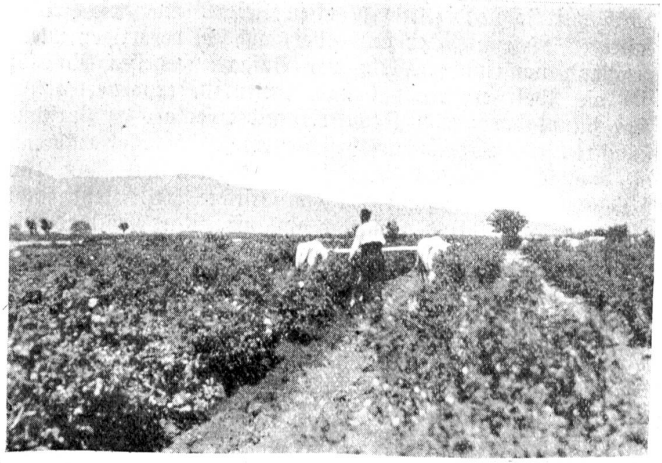
Das freie Bergland winkt dir zu:
„Steig auf in meine traute Ruh! —
Hier fühlst du dich dem Himmel nah!
Hier engt nicht Tales Lärm und Dunst,
Die stete Sorg' um Geld und Gunst, —
Ein hehrer Friede labt dich da. —"

Von Bergwaldhängen steil und kühn
Und von der Alpen reichem Blühn,
Von wilder Felsen stolzem Bau,
Von Silberglanz der Firnen weht
Ein Grüßen und ein still Gebet
Auf zu des Himmels klarem Blau.

Das schöne Bergland ruft mir zu:
„Steig auf zu meiner trauten Ruh! —
Bei mir ein Ahnen dir erwacht,
Wie deiner Seele es wird sein,
Zieht einst sie höher, zieht sie ein
In ewig hehre Himmelspracht."

Rosenöl-Kultur in Bulgarien.

Rührige, gewinnbringende Industrie und zugleich Duft und Poesie! Wo anders findet man das verschwistert als



Bei der Rosenernte in Karlowo und Umgebung.